

ESCH

andreas

BACH

THRILLER

BLACK  OUT

Arena

Falschmeldungen

10

Für Serenity begann die ganze Geschichte an dem Morgen, als ihre Mutter sie in der Küche mit den Worten empfing: »Glaub nichts von dem, was sie über deinen Vater sagen. Nichts. Kein einziges Wort ist wahr.«

»Was?«, fragte Serenity zurück. »Wer?« Sie schlief noch halb und wäre am liebsten gar nicht aufgewacht. Sie hatte von einem Jungen aus ihrer Klasse geträumt, Brad Wheeler, für den alle Mädchen schwärmten und der im wirklichen Leben kaum wahrnahm, dass sie überhaupt existierte. Sie war nun mal beim besten Willen nicht das *All American Girl*, auf das die Brad Wheelers dieser Welt standen.

»Alle. Im Fernsehen, in den Zeitungen, im Internet...«

Allmählich kam Serenity zu sich. Etwas stimmte ganz und gar nicht. Sie begriff, dass Mutter völlig außer sich war. So etwas merkte man ihr selten an; irgendwie schaffte sie es normalerweise, immer gleich zu wirken, egal, was in ihr vorging.

»Im Fernsehen?«, wiederholte Serenity. »Sie reden über Dad im *Fernsehen*?«

»Sie *lügen* über deinen Dad im Fernsehen.«

»Und was sagen sie?«

»Kein wahres Wort. Es ist alles Betrug. Miese Propaganda, weiter nichts.«

Serenity spürte den Impuls, mit den Füßen aufzustampfen und ihre Mutter zu packen und zu schütteln. Nichts davon tat sie, aber sie schrie: »Verdammt noch mal! *Was ist eigentlich los?*«

Mom erstarrte, ihr Gesicht eine ausdruckslose Maske. Dann fielen ihre Schultern herab, ein schmerzvoller Ausdruck erschien in ihren Augen. »Was soll's«, seufzte sie. »Du erfährst es ja doch.« Sie drehte sich herum und schaltete den Fernseher ein.

Es war das Topthema auf ungefähr der Hälfte aller Kanäle.

Ein Bombenanschlag auf ein Rechenzentrum in North Carolina. Zerfetzte Wände, Menschen mit rußigen Gesichtern, die durch schwelende Trümmer irrten, verletzt, die Kleidung zerrissen. Feuerwehrleute, die löschten, mit entschiedenen Handzeichen Rettungsarbeiten dirigierten, Bahren trugen.

Das Rechenzentrum habe im Auftrag der Regierung wichtige Datenbanken geführt, sagte ein Sprecher. Natürlich gebe es Backups, nichts sei verloren, der Anschlag sinnlos.

Die Bombe habe den Firmenkindergarten zum Einsturz gebracht, erklärte eine Sprecherin, die Kinder seien verletzt, viele davon schwer.

Und dann ein Bild von Dad, eine Fotografie, auf der Serenity ihn kaum erkannte, weil er darauf aussah wie ein Verrückter.

»Jeremiah Jones«, sagte ein Moderator mit sonorer Stimme, »von seinen Anhängern auch

›der Prophet‹ genannt, wurde bekannt als Autor erfolgreicher Bücher, in denen er den modernen Lebensstil anprangerte und vor den Gefahren einer überhandnehmenden Technik warnte. Weniger bekannt ist, dass er schon in jungen Jahren an teilweise gewalttätig verlaufenden Protestaktionen teilgenommen hat und dabei auch mit dem Gesetz in Konflikt gekommen ist. Seine letzte öffentliche Äußerung war die Erklärung, sich als Selbstversorger aufs Land zurückzuziehen, danach wurde es still um ihn – bis heute. Der Mann, der lange Zeit vielen als kluger Denker und Mahner galt, hat offenbar jene Linie überschritten, die zwischen Außenseitertum und Extremismus verläuft.«

Es existiere ein Bekennerschreiben, schloss der Sprecher den Bericht ab. Das FBI habe Jeremiah Jones in die Liste der zehn meistgesuchten Personen aufgenommen.

Jeremiah Jones, Terrorist.

Serenity spürte, wie ihre Knie nachgaben. Sie musste sich am Küchenbord festhalten und auf einen der Hocker davor setzen.

»Terrorist!«, stieß sie hervor, fassungslos.

»Sie lügen«, sagte Mom.

»Und das Bekennerschreiben?«

»Gefälscht.«

Serenity hatte das Gefühl, verlernt zu haben, wie man atmete. Sie legte die Hand auf ihre Brust, spürte ihr Herz schlagen wie eine Trommel. »Woher willst du das wissen? Die können doch so etwas nicht einfach behaupten!«

»Doch. Können sie. Tun sie. Die ganze Zeit. Sie –«

»Mom!«

Serenity hatte die Hand hochgerissen, und ihre Mutter war mitten im Satz verstummt.

»Was«, fragte Serenity mühsam, während sie spürte, wie ihr die Tränen kamen, Tränen schieren Entsetzens, »wenn es *stimmt*?«

11

Die Erinnerungen rollten heran wie eine Woge, spülten sie fast weg. Das Haus, in dem sie gelebt hatten, als sie ein Kind gewesen war. Das Haus aus Holz, das nach Sägemehl, Holzasche und nach den Gewürzen gerochen hatte, die Mom in der Küche in dicken Bündeln unter die Decke gehängt hatte. In der dunklen, geheimnisvollen, immer nach gutem Essen duftenden Küche mit den zerkratzten Möbeln. Der Wald, der hinter dem Haus begonnen hatte, um nicht mehr zu enden, der See, zu dem man nur gelangte, wenn man den richtigen Pfad nahm. Die Tiere, die man beobachten konnte, wenn man lange genug still liegen blieb. Rehe. Eichhörnchen. Kragenhühner. Kaninchen. Seeadler.

»Liebes...«

Ihr Bruder Kyle und sie hatten oft im Wald gezeltet, an verborgenen Stellen. Dad hatte

ihnen beigebracht, wie man ein Zelt aufstellte, ein altmodisches aus gewachstem Tuch, mit Zeltstangen und Heringen. Sie hatten geangelt und ihre selbst gefangenen Fische über dem Lagerfeuer gebraten. Sie waren im See schwimmen gegangen. Serenity hatte den Matsch und Schlick des Ufers zwischen ihren Zehen gespürt. Mücken hatten sie gestochen. Einmal hatte sie einen Wolf verjagt – zumindest war sie davon überzeugt, dass es ein Wolf gewesen war; niemand außer ihr hatte das Tier gesehen. Sie erinnerte sich an glutheiße Sonne und endlosen Schnee, an klirrende Kälte, geheimnisvollen Nebel und an erfrischenden Regen. Ihre Kindheit war ein einziges Abenteuer gewesen.

»Liebes... Man kann viel Schlechtes über deinen Vater sagen, und selbst wenn man übertreibt, würde das meiste davon stimmen – aber so etwas wie *das* würde er niemals tun. Er würde niemals jemanden töten.«

Serenity sah ihre Mutter an, die vor ihr in die Hocke gegangen war, sie an den Händen hielt und ihren Blick suchte.

Würde er nicht? Die Erinnerung kam wie ein Blitz, der für einen Sekundenbruchteil die undurchdringliche Dunkelheit zerriss: ihr Vater, wie er in einem Berg Müll stand, den irgendjemand achtlos in einen Wildbach gekippt hatte – verfaultes Zeug in Plastikverpackungen, geplatzte Batterien, rostige Dosen, Glasscherben. Wie er fluchte und schimpfte, mit bloßen Händen das Zeug aus dem Bachlauf schaufelte und sich an irgendetwas schnitt, dass er blutete. Wie er wütend sagte, *manchen Leuten würd ich's am liebsten mit dem Baseballschläger erklären*.

»Meinst du?«, fragte Serenity.

Mom lächelte wehmütig. »Ich war mit deinem Vater zusammen, seit ich fünfzehn war. Ich *kenne* ihn. Ich kenne ihn wahrscheinlich besser als sonst irgendjemand auf der Welt.«

Serenity hob den Kopf, sah umher. Die Erinnerungen flossen wieder davon, dorthin vermutlich, wo sie sich die letzten zehn Jahre versteckt gehalten hatten. Sie war wieder hier, in ihrem heutigen Leben, saß in dieser Küche voll moderner Technik, die ihre Mutter wie aus Trotz heraus gekauft hatte, aber nie benutzte. Eine Mikrowelle mit gefühlten dreihundert Programmen. Ein Dampfgerar. Ein Espressoautomat. Der Riesenkühlschrank mit eingebautem Lagercomputer. Diese Küche war nicht mehr dunkel und geheimnisvoll, sondern hell, klar, sauber und immer so aufgeräumt, als käme jeden Moment ein Fotograf, der Bilder für einen Werbeprospekt schießen sollte.

»Wenn ich danach gefragt werde, in der Schule oder so...«, begann Serenity leise, »muss ich dann zugeben, dass er mein Vater ist?«

Mom musterte sie, zögerte merklich. *Sag die Wahrheit*, war stets ihre Ermahnung gewesen, ihr Motto, ihr Leitspruch. *Sag immer die Wahrheit. Auch wenn es unangenehm ist, auf lange Sicht ist es das Beste*.

»Es wird niemand fragen«, erwiderte sie. »Jones – das ist ein Allerweltsname.«

»Und wenn doch?«

Sie biss sich auf die Lippen. »Dann sag Nein.«

Auf eine eigentümliche Weise entsetzte dieser Rat Serenity mehr als alles andere, mehr selbst als die ungeheuerlichen Anschuldigungen gegen ihren Vater, die das Fernsehgerät

ausgespien hatte.

Sie musterte ihre Mutter, die ihr so ähnlich sah, dass es Serenity manchmal vorkam, als blicke sie in einen Spiegel, der sie dreißig Jahre älter erscheinen ließ. Okay, Moms Mähne war dunkel, fast schwarz, während sie das sandfarbene Haar ihres Vaters geerbt hatte – aber ihre eigenen Locken waren genauso wild und schier nicht zu bändigen wie Moms. Und die Augen... Mom hatte große, ernste Augen, schwarz wie Brunnenschächte.

In manchen Momenten glaubte Serenity zu verstehen, warum sich Dad damals in Mom verliebt hatte.

»Warum hast du ihn damals verlassen?«, fragte sie. Es war lange her, dass sie ihre Mutter das gefragt hatte. Mom hatte ihr immer geantwortet, offen und ehrlich.

Aber irgendwie ahnte sie, dass es noch mehr Antworten gab als die, die sie schon kannte.

Mom wich ihrem forschenden Blick auch diesmal nicht aus. »Jeremiah hatte die Zukunft aufgegeben. Sie einfach abgeschrieben. Und das konnte ich nicht. Ich habe zwei Kinder. Ich muss glauben, dass es weitergeht.«

»Aber du hast ihn doch geliebt.«

Etwas wie ein Schleier legte sich vor die Augen ihrer Mutter. »Ja. Es hat mir das Herz zerrissen wegzugehen.«

12

Es war gespenstisch mitzuerleben, wie in der Schule alle über einen Mann redeten, der als Terrorist gesucht wurde, ohne zu ahnen, dass dessen Tochter direkt neben ihnen stand.

Serenity fühlte sich, als sei sie unsichtbar. Oder als sei die Schule ein riesiges Aquarium, durch das sie spazierte und zusah, wie die Wesen hinter den Glasscheiben ihre Münder auf- und zuklappten. Und sie begriff, dass einen Geheimnisse von anderen Menschen trennten: Wenn sie mit ihrer besten Freundin nicht über das, was sie bewegte, sprechen konnte – war es dann eine beste Freundin? *Hatte* sie überhaupt eine beste Freundin?

Mr Davey, ihr Englischlehrer, brachte eins von Dads alten Büchern mit, um über das Thema zu sprechen. Man könne, behauptete er, bereits aus diesem vor zehn Jahren erschienenen Text herauslesen, dass sein Verfasser auf dem Weg in den gewalttätigen Extremismus gewesen sei.

Das sorgte für großes Staunen. Die meisten im Kurs wollten kaum glauben, dass ein Terrorist, der Firmenkindergärten in die Luft sprengte, auch Bücher geschrieben haben sollte.

Mr Davey musste sein Exemplar herumgehen lassen. Die meisten fassten es nur mit spitzen Fingern an, manche schlugen es gar nicht auf, sondern reichten es so schnell wie möglich weiter, als fürchteten sie, sich zu infizieren.

Serenity duckte sich unwillkürlich. Sie hatte die Bücher ihres Vaters zu Hause im Regal

stehen und kannte sie in- und auswendig.

»Ich lese euch einen Abschnitt aus einem Kapitel vor, das der Verfasser *Die dunkle Seite der Informationstechnologie* überschrieben hat«, erklärte Mr Davey. »Das wird euch interessieren. Es geht darin um eure Mobiltelefone. Jeremiah Jones hasst sie nämlich und würde sie euch am liebsten wegnehmen.«

Jemand rief: »Terroristenschwein«, und Serenity musste an sich halten, um nicht zusammenzuzucken.

Sie kannte die Passage. Natürlich. Mobiltelefone, so führte Dad aus, hätten die Eigenart, innerhalb kürzester Zeit zum Mittelpunkt des Lebens zu werden. Für die meisten sei das Mobiltelefon das wichtigste Gerät, das sie besaßen, vergleichbar allenfalls der Armbanduhr (die es oft ersetzte) oder einer Brille. Viele Menschen trügen es ständig bei sich, schalteten es so selten wie möglich aus und litten regelrecht, wenn es ihnen weggenommen wurde. Ihr Denken und Fühlen kreise, je länger, je mehr, um ihr Telefon, um seine Funktionen und seine Bedienung.

»Hätten wir es nicht mit einem technischen Gerät, sondern mit einer chemischen Substanz zu tun, die konsumiert werden kann«, las Mr Davey vor, »würden wir dieses Verhalten als Sucht bezeichnen.« Er grinste breit und sah in die Runde. »Er hält euch alle für Junkies. Was sagt ihr dazu?«

Die meisten kicherten oder schauten abfällig drein. Nur einer, ein magerer Junge namens Rupert Parker, fingerte sein eigenes Gerät aus der Hemdtasche, musterte es kurz und meinte dann nachdenklich: »Da hat er gar nicht so unrecht. Ich jedenfalls bin voll drauf.«

Mr Davey ignorierte diesen Einwand. Das Mobiltelefon, las er weiter, vermittele einem das Gefühl, jederzeit erreichbar zu sein und umgekehrt jeden, der einem wichtig sei, jederzeit erreichen zu können. Es verspreche einem damit, nie wirklich allein sein zu müssen – doch paradoxerweise nehme die Angst vor dem Alleinsein dadurch, dass man sie nicht mehr erfahre, zu! Es sei außerdem für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit wichtig, von Zeit zu Zeit mit sich allein zu sein, denn nur so könne man ein Gespür für sich selber entwickeln. Alle Meditationstechniken seien im Grunde nichts anderes als verschiedene Wege, Alleinsein zu erfahren; das Mobiltelefon damit gewissermaßen eine »Anti-Meditations-Maschine«.

Dank permanenter Erreichbarkeit lernten gerade junge Menschen kaum noch, Verabredungen zu treffen oder einzuhalten. Jede Vereinbarung würde wie selbstverständlich unter dem Vorbehalt getroffen, sie jederzeit durch einen simplen Anruf ändern zu können. Doch auf diese Weise verlerne man mit der Zeit, sich überhaupt konkrete Ziele zu setzen. Hätte man vor der Erfindung des Mobilfunks noch damit gerungen, sich wenigstens annähernd an seine Vorsätze zu halten, so fasse man seither gar keine mehr. Das Mobiltelefon lehre, nur aus dem Moment heraus zu handeln und nur kurzfristig zu denken. Es erziehe die Menschen zu idealen Konsumenten, die impulsiv kauften, was immer ihnen verlockend genug präsentiert werde.

An dieser Stelle klappte Mr Davey das Buch zu und begann seine eigenen Ausführungen darüber, was für ein Hass aus diesen Zeilen spräche. Serenity starrte ihn mit dem